

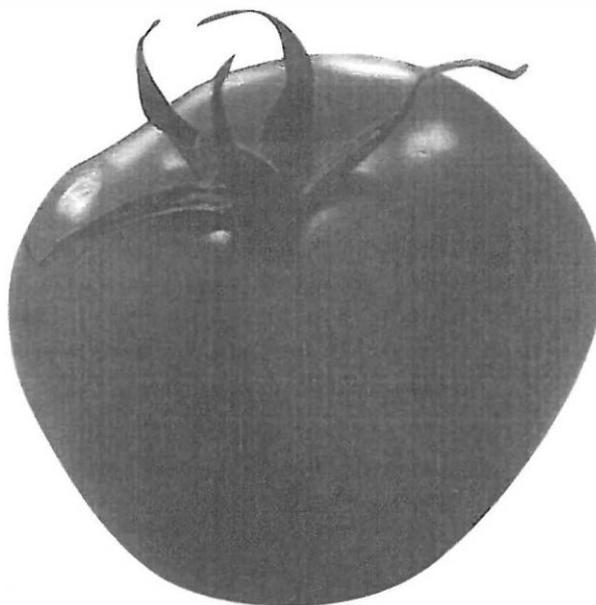
Wahrheit in Vielfalt

Die Katholische Kirche ist eine vielfältige Kirche. Allein ihre Existenz in den Teilkirchen unterschiedlichster kultureller Kontexte macht Diversität zu einem ihrer charakteristischen Merkmale. Da mag es verwundern, dass die Vorbehalte des kirchlichen Lehramts gegenüber Vielfalt mitunter groß sind.

Schlagwortartig und vielwiederholt wird Diversität mit Pluralismus und in der Folge mit Relativismus, Egoismus und Wertevergessenheit gleichgesetzt. Die Grundfrage scheint in einer christlichen Perspektive freilich nicht unberechtigt: Kann es Vielfalt geben, wenn es um die eine Wahrheit geht?

VERSCHIEDENHEIT OHNE WERT – LEHRAMTLICHE STELLUNGNAHMEN

Tatsächlich liegt es in einer bestimmten Auffassung von Wahrheit begründet, warum das Lehramt der Katholischen Kirche der Vielfalt keinen positiven Wert zuzuerkennen vermag. Dies betrifft naturgemäß alternative religiöse Angebote, die ihrerseits Geltungsansprüche erheben. Die noch unter der Ägide von Kardinal Joseph Ratzinger verfasste Erklärung der Glaubenskongregation *Dominus Iesus* wendet sich gegen „relativistische Theorien, die den religiösen Pluralismus nicht nur *de facto*, sondern auch *de iure* (oder prinzipiell) rechtfertigen wollen.“ (4) Die Vielfalt der Religionen ist damit zwar als gegeben anzuerkennen. Doch wird den nicht-christlichen Religionen kein Wert in sich zuerkannt, denn dies ent-



spräche einer „relativistische[n] Haltung gegenüber der Wahrheit“. Aber auch wo die universale Heilsbedeutung Jesu Christi akzeptiert wird, nämlich in den christlichen Konfessionen, bleibt Vielfalt letztlich inakzeptabel. Keineswegs gelten die unterschiedlichen Konfessionen als legitime Ausfaltungen von Kirche. Stattdessen bemisst sich ihr Wert an ihrem Verhältnis zu der *einen* Kirche Jesu Christi, die *Dominus Iesus* mit der Katholischen Kirche in eins setzt. Daraus resultiert eine Hierarchie: Die *Kirchen* der Reformation sind eben keine Kirchen im eigentlichen Sinn, sondern lediglich *kirchliche Gemeinschaften*.

Schließlich stellt sich die Frage nach Diversität vielfach im kirchlichen Inneren. Dabei wird das Verhältnis von Einheit und Vielfalt meist auf der Grundlage einer *Communio*-Ekklesiologie bestimmt. Kirche ist als *Communio* Gemeinschaft von Verschiedenen. Doch wird *Communio*, abgeleitet von Kommunikation, vor allem als Konsensgemeinschaft gedeutet. In ihr

wird die eine Wahrheit von allen geteilt und weitergegeben – also bruchlos kommuniziert. Ein solches Kirchenverständnis setzt automatisch Grenzen – zwischen Draußen und Drinnen, dem Anderen und Eigenen, zwischen Fremdem und Bekanntem. Es suggeriert die Möglichkeit von Einheit und reagiert gegenüber tatsächlicher Vielfalt mit Autorität.

DER PHILOSOPHISCHE HINTERGRUND

Allerdings zeigt der Blick in die Theologiegeschichte, dass diese Einheit faktisch nie existiert hat. Der Glaube an Jesus Christus hat in der Nachfolge von Anfang an zu verschiedenen Wegen geführt. Noch in apostolischer Zeit beschritten Juden- und Heidenchristen unterschiedliche Pfade. Gruppierungen wurden zu Wanderradikalen, während andere die innere Erleuchtung in den Städten suchten. In verschiedenen Gemeinden gab es unterschiedliche Erzählungen von diesem Jesus von Nazareth, und die

vier Evangelien, die Eingang in den kirchlichen Kanon gefunden haben, sind nur ein Ausschnitt dieser Vielfalt. So schien es kaum je möglich, den Weg Jesu Christi auch mit einer bestimmten Konkretisierung dessen zu identifizieren. Die prinzipielle Frage dabei ist, ob die faktische Verschiedenheit immer schon einen Defekt darstellt, den es zu überwinden gilt. Oder lässt sich Diversität auch als etwas begreifen, das durch den Ursprung eröffnet wird und damit einen Wert in sich selbst gewinnt?

Nun ist das Christentum in einem philosophischen Umfeld groß geworden, das Vielfalt generell nicht positiv gegenüber stand. Das Anliegen der Alten Kirche, die Bedeutsamkeit Jesu Christi für alle Menschen auch denkerisch auszuweisen, stand unter den Vorgaben des mittleren bzw. Neuplatonismus. Im neuplatonischen Denken ist das Zueinander von Vielheit und Einheit das zu lösende Problem schlechthin. Die wahrnehmbare Diversität und Veränderlichkeit der Welt wird dabei als Kennzeichen von Unvollkommenheit interpretiert: Etwas Vollkommenes, das sich verändert, ist undenkbar, da es entweder vorher oder nachher nicht vollkommen sein kann. Der Neuplatonismus nun denkt ein absolutes und weittranszendentes Eines als Ursprung der Vielheit, wobei Vielheit durch immer größere Entfernung vom Einen und die zunehmende Vermischung mit Materie entsteht. Vereinfacht gesagt identifizierte das frühe Christentum den Gott der Bibel mit dem neuplatonischen Einen. In Verbindung mit Mythen vom Seelenfall wird Diversität als Ergebnis eines Abfalls vom Einen gedeutet. Der Mensch findet sich in einer Situation der Vielheit, die schuldhaft ist. Er muss sich von seinen individuellen Bedürfnissen, von der Verhaftung in den vielfältigen Möglichkeiten und Verlockungen dieser Welt lösen, um seine Situation zu überwinden – hin auf Einheit.

Dieses Denken der Vielheit von der Einheit her ändert sich auch nicht grundsätzlich, wo die mittelalterliche Theologie zunehmend die Abkehr vom platonischen Denken vollzieht und auf die Philosophie des Aristoteles baut. Denn auch die aristotelische Wesensmetaphysik vertritt den Primat der Ein-

heit. Jedes Individuum ist bestimmt durch das allgemeine Wesen, das es verwirklicht. Damit steht das Allgemeine vor dem Besonderen, die Einheit des Begriffs vor der Vielfalt dessen, was er bezeichnet. Aus einem solchen Metaphysik-Verständnis folgt ein Denken, dass die Vielheit immer schon in der Einheit aufheben will. Letztlich haben diese klassischen Metaphysiken versucht, indem sie die Welt als Einheit dachten, ihr gleichzeitig Halt und Sinn im Absoluten zu geben.

DIE DIVERSITÄT DER SCHÖPFUNG

Die Kritik der Neuzeit war umfassend. Sie wurde erkenntnistheoretisch formuliert: Weder ein Wesen der Dinge noch ein Ursprung der Welt kann Gegenstand des Wissens sein. Sie wurde machtkritisch formuliert: Einheitsbestimmungen sind in aller Regel Sollbestimmungen. Sie werden formuliert aus bestimmten Perspektiven der Macht, die nicht schlicht das Sein feststellen, sondern das Sollen zu regeln beabsichtigen. Die grundsätzliche Frage freilich hat die neuzeitliche Kritik nicht beseitigt: Gibt es einen Zusammenhang zwischen all dem Verschiedenen, das ich auf der Welt finde? Oder existenzieller gesprochen: Wie kann ich als Individuum in dieser Welt Orientierung finden angesichts der Pluralität wissenschaftlicher, religiöser, politischer oder ökonomischer Perspektiven? Kann ich in einer solchen Welt wohnen, wenn ich nicht einen grundsätzlichen Zusammenhang annehme, der diese Welt mit Sinn ausstattet? Wie kann ich in meiner je eigenen Individualität Wertschätzung erfahren, die einerseits nicht abhängig ist von den Zufälligkeiten der jeweiligen Lebensumstände, andererseits aber eben die Gestaltung dieser Lebensumstände nicht willkürlich werden lässt? Die Frage nach der Metaphysik stellt sich heute gerade nicht als Frage nach der Aufhebung der Einheit in der Vielfalt. Sie stellt sich als Frage nach der Anerkennung von Diversität – des Subjekts in seiner je eigenen Individualität.

Theologisch ist dies zunächst ein Thema der Schöpfungslehre. In der neuplatonisch-christlichen Lesart vermochte Individualität nur eine be-

dingte Anerkennung zu finden. Doch legen die Schöpfungserzählungen der Bibel ein anderes Verständnis nahe: Gott schafft, indem er Diversität setzt. Er formt das ungeordnete und in dieser Unordnung einheitliche Tohuwabohu und schafft Unterschiedenheit, indem der trennt – den Himmel von der Erde, das Licht von der Finsternis, das Wasser vom Land. In diese Ordnung setzt Gott die lebendige Vielfalt von Pflanzen und Tieren. Und auch der Mensch ist in Diversität geschaffen, die sich in seiner Geschlechtlichkeit entfaltet. Dabei, und das ist entscheidend, wird in Gen 1 nichts aus dem anderen abgeleitet. Das Licht nicht aus der Finsternis, die Erde nicht vom Himmel, die Frau nicht vom Mann. Es gibt keine ursprüngliche Einheit, es sei denn die Einheit des Chaos. Doch diese, so hält es das Dogma von der Schöpfung „aus dem Nichts“ fest, ist gerade kein Sein, das anderes hervorbringen könnte. So ist die Vielfalt der Welt nicht die Folge eines Defekts, sondern Gottes gutem Schöpferwillen geschuldet. Diese Vielfalt tritt zu ihrem Schöpfer in vielfältige, nämlich geschichtliche Beziehung. Von dort gewinnt sie ein Moment der Einheit, das aber nicht an sich und substantiell besteht, sondern durch Beziehung je neu zu gewinnen ist. Wenn aber Einheit wesentlich Beziehung ist, dann geht dies nicht an der geschöpflichen und geschichtlichen Vielfalt vorbei, sondern nur durch sie hindurch. So ist der berühmte Schöpfungsfriede bei Jesaja (vgl. Jes 11), der die endzeitliche Wiederherstellung der guten Schöpfung figuriert, keine Aufhebung der Vielfalt der Geschöpfe, sondern eine Neuordnung der Beziehungen.

In diese Geschichte vielfältiger Vermittlungen trifft das Christusergebnis, das Paulus als Neuschöpfung qualifiziert (vgl. 2Kor 5,16f.). Es bedeutet kein Ende der Geschichte, keine Aufhebung der Vielfalt in der Einheit des göttlichen Logos. Es ist das Ereignis, das über die Beziehung zu Jesus Christus die Beziehungen der Menschen zu Gott und untereinander grundlegend verändert. Dieses neu eröffnete Beziehungsgeschehen gewinnt seine Einheit in Jesus Christus, und diese Einheit ist im Bekenntnis der Kirche formuliert. Es muss aber

vermittelt werden in die Diversität und Geschichtlichkeit menschlicher Beziehungen hinein. Die Wahrheit des Christusereignisses wird dadurch automatisch vielfältig, da situativ und in der Geschichte nur fragmentarisch einholbar. Doch diese Vielfalt bedeutet das Gegenteil von Relativismus, denn ihr sind durch den Ursprung Kriterien eingeschrieben: Die Neuordnung der menschlichen Beziehungen durch Jesus Christus findet ihr Zentrum in der Anerkennung jedes Menschen in seiner Individualität. Sie bemisst sich

primär an denjenigen, denen die Anerkennung versagt ist, den Armen und Entrechteten (vgl. Mt 25,31-46). Wo Menschen als „Mittel zum Zweck“, als „Humankapital“ oder „notwendige Opfer“ betrachtet werden, ihr je individuelles Leid auch nur ansatzweise mit einem allgemeinen (theologischen) Sinn ausgestattet wird oder sie an den Möglichkeiten des guten Lebens und darin an der Gestaltung ihrer Individualität gehindert werden, bleibt ihnen diese Anerkennung versagt. So gewinnt die Vermittlung der christ-

lichen Wahrheit ihren Maßstab nicht in der Einheit, sondern in der Diversität – an der Würde, die sie den einzelnen Menschen in der Verschiedenheit ihrer geschichtlichen Situationen und individuellen Selbstentfaltungen zuzusprechen vermag. Die Wahrheit des Christentums kann Vielfalt darin nicht nur tolerieren. Sie ist auf sie verwiesen.

Mirja Kutzer ist wissenschaftliche Assistentin am Institut für Dogmatische Theologie der Uni Wien.